**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender

**Band:** 144 (1865)

**Artikel:** Kinder ihrer Zeit : zwei Bilder aus Paris, der Stadt der höchsten

Zivilisation

Autor: [s.n.]

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-373261

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 23.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Rinder ihrer Zeit.

Dwei Wilber aus Paris, der Stadt der höchften Givilisation.

## I. Das hentige Baris.

Es ist wahr, wer das heutige Paris durch= wandert, der ist entzückt und erstaunt über die ungeheure Veränderung, welche die Residenz Frankreichs unter ber Regierung bes Raisers Napoleon III. erfahren hat. Ganz neue Stadt= quartiere sind innerhalb ber letten 12 Jahre entstanden, alte Stadttheile wie durch Zauber in neue verwandelt, krumme, enge Gäßchen zu geräumigen, geradlinigen, regelmäßigen Unlagen geworden. \*) Prachtvolle Gebaude, glanzende Läden und mehr noch die in denfelben zum Verkauf ausgelegten mannigfaltigen und reizen= den Artikel aller Zweige des menschlichen Flei= ßes und der aufs höchste ausgebildeten Indu= strie, insbesondere die zahllosen, mit dem feinen pariser Geschmack aufs eleganteste ausgeführten Lurusartifel, deren Gebrauch das Leben verschönert und angenehm macht, — alle biese Gegen= ftande und Erscheinungen erregen bie Bewunderung bes Besuchers dieser Weltstadt.

Dazu kommt der fabelhafte Glanz bei Hof,\*\*) die orientalische Pracht seiner Bälle, die vor allen Andern zur Schau getragen wird von der ebenso schönen als eitlen Kaiserin, welche ein Kleid, wenn es auch noch so kostbar, nur Ein Mal trägt, die großartige Ausstattung der Theater, die Majestät der Konzerte, der Lurus der

Equipagen, die Eleganz der Gasthöfe und Case's mit den ausgesuchtesten Wein= und Speisekarten und die Ersindungen und Einrichtungen alle, welche das Leben genußreich zu machen und die trüben Gedanken der Menschen zu verscheuchen geeignet sind. \*)

Allein diese glänzenden Dinge haben auch ihre

Rebrseite.

Wohl ist die Residenz Frankreichs vergrößert und sind ihre Straßen und Häuser verschönert, wohl wetteisern unter einander die Läden an Geschmad und Pracht, wohl streut man bei Hof das Gold mit vollen Händen aus, wohl mögen die Kunst= und Vergnügungsanstalten in Paris, seine Theater und Gasthöse zu den besten in Eusopa gehören, — wohl mögen durch alle diese und hunderterlei andere Dinge zahllose Fremde zum Besuch der französischen Hauptstadt eingeladen werden; nichts desto weniger ist es eine undesstreitbare Wahrheit, daß man sich in Paris eines unheimlichen Eindruckes nicht erwehren kann und daß der Kundige nur zu gut weiß, was unter dieser glänzenden Außenseite verborgen ist.

Das alte Paris mit seinen krummen Gäßchen war die Stadt für die Barrikaden; das neue Paris ist nach militärischen Planen erbaut, die geraden, regelmäßigen und breiten Straßen sind trefflich geeignet für die Bewegungen der Artilelerie und Kavallerie im Falle wieder ausbrecheneder Revolutionen; die kostbaren und prachtvollen Läden werden neben der Polizei von einer Soldateska gehütet, die man ebenso gut auf den Wohlstand der Bürger loslassen kan, wie man sie am 2. und 3. Dezember 1851 gegen das Leben der Bürger losgelassen hat; der

<sup>\*)</sup> In bem einzigen Jahre vom Oft. 1862 bis Oft. 1863 wurden 933 Saufer eingeriffen und 2943 Saufer gebaut und daburch die Wohnungen um 6189 vermehrt.
— Seit dem J. 1858 find von Seiten des Staates zu den Verschönerungsarbeiten in Paris 225,042,000 Fr. beigetragen worden.

<sup>\*\*)</sup> Es ist nichts Seltenes, daß die Kosten der Totlette einer einzelnen Hofdame sich auf mehr als 100,000
Kr. im Jahr belaufen, und dies wird begreislich, wenn man
erfährt, daß dei Hofe die Kleidung täglich 3 Mal gewechselt und ein Kleid höchstens ein paar Mal getragen wird.
Dazu kommt noch der Lurus mit Edelsteinen. Ein Prachtbostleid muß so mit Diamanten benäht sein, daß es aussieht, als wäre es mit blisenden Thautropfen besprengt.
Außerdem werden noch aus Edelsteinen gebildete Käfer,
Schmetterlinge, Bögel und Anderes, was die wechselnde
Mode mit sich bringt, namentlich am Kopspuß der Damen
angebracht.

<sup>\*)</sup> Ungeheuer sind die Summen, welche für Bälle jährlich draufgeben. Die pariser Zeitung "France" weist in
einer statistischen Uebersicht über eine pariser Balliatson
aussührlich nach, daß während ihrer 36täaigen Dauer
girka 4700 Privatbälle gegeben werden. Nach der des
taillirten Aufführung der Kosten betragen diese für die
Damen 60,084,000 Fr., für die Berren 5,000,000 Fr.
und für die Bewirthung 4,212,000 Fr. In 36 Tagen
werden also über 69 Mill. Fr. oder beinahe 2 Mill. Fr.
per Tag nur für Befriedigung der Tanzlust ausgegeben!

wahnsinnige Luxus bei Hofe hat sich dem Adel — soweit dieser sich nicht entfernt hält vom neuen Raiserthum — und dem höhern Burger= stand in schreckenerregender Weise mitgetheilt, so daß die höhern Stände in Paris, im Taumel der Genüsse und in der Pflegung des ausge= suchtesten Lurus versunken, keine andere Lebens= aufgabe kennen als die, die Mittel berbeizuschaffen zu einem möglichst genuß = und freudenreichen Leben. Ein folches Mittel ift ihnen auch die Che. Man schließt Beiraten nicht aus Reigung, sondern aus Spekulation, und während der Ehe= mann neben der Frau ganz offen eine Sängerin ober Tänzerin unterbält, trägt die Frau ebenfo offen ihre gartlichen Berhältniffe zu einem Galan jur Schau. Der mittlere Burgerftand wird von dem sittenlosen Beispiel der höhern Stände mehr oder weniger angesteckt oder abgestoßen, auch in ihm berricht vielfältig ein ungemeffenes Jagen und Treiben nach Gold und der Arbeiter end= lich, der zwar Beschäftigung und Lohn findet in dem neuen Paris, sieht doch gleichzeitig mit Neid und finsterem Blick auf den ungeheuren Lurus, der vor seinen Augen getrieben wird, und wie die tausenderlei Dinge, welche von seiner schwie= ligen Sand verfertigt werden, nur zum augen= blicklichen Rigel der Reichen und der mehr be= gunftigten Rlaffen ber Bevölferung dienen.

Der Kaiser von Frankreich weiß sehr gut, auf welch lockerer Grundlage sein Thron ruht; er hat deßwegen dafür gesorgt, daß sein Palast in den Tuilerien mit Leichtigkeit in eine kleine Kestung umgewandelt werden kann, die ohne Geschüß gar nicht zu nehmen ist, — und die von seiner Regierung organisirte geheime Polizei dringt in alle Kreise und Gesellschaften. Unter dem vornehmen Gewande eines Edelmannes, in der bürgerlichen Kleidung eines Künstlers oder Handwerfers, unter den Diamanten der Mästresse eines Banquiers wie unter den Lumpen einer halb verhungerten Straßendirne hat die Polizei ihre Spione, die für ihre guten Dienste

mit offener Sand bezahlt werden.

Das jährliche Büdget der Stadt Paris zeigt gegenüber frühern 30 Millionen jest eine regel= mäßige Ausgabe von 106 Millionen Franken; 580 Millionen hat in den letten fünf Jahren die Stadt nur für Bauzwecke ausgegeben, die

fämmtlich mittelbar oder unmittelbar zur Befestigung der gegenwärtigen Herrschaft dienen sollen, — und es liegt Wahrheit in dem Worte eines höhern pariser Offiziers: "Der Kaiser Napoleon regiert mit dem Degen, nicht mit dem Regenschirm, wie sein Vorgänger Louis Philipp; eher wird er ganz Paris unter seinen Trümmern begraben, als seige in einer Kutsche sliehen "(wie bekanntlich 1848 von Louis Philipp geschah).

Niemand in Paris, das haben die letten Wahlen gezeigt, ift an die jetige Dynastie anhänglich als die Offiziere und die Armee. Nicht auf der Ergebenheit und Liebe des Volkes, nicht auf der Freiheit und einer unerschütterlichen Rechtsordnung, nicht auf ben Bürgertugenben des Fleißes und der Sparsamkeit, nicht auf dem Beiligthum des Familienlebens, diesen granitnen Grundpfeilern der staatlichen und Gemeindeord= nung, ruht der Bestand ber jetigen Regierung, sondern auf einer furchtbar organisirten geheimen Polizei, die bis mitten in die Familien dringt, auf den Bajonetten und Ranonen einer bem Raiser blind ergebenen Armee und auf einer Gesetzgebung, vermöge welcher Jeder, der der faiserlichen Regierung unbequem oder gefährlich erscheint, sofort in Länder deportirt werden fann, wo der Pfeffer wächst und wo der arme De= portirte in kurzer Zeit dem tödtlichen Klima zum Opfer fällt. Die Freiheit der Franzosen besteht fast einzig und allein in der Freiheit des Lasters.

Alles dies hindert natürlich die französische Regierung nicht, den Beruf der Ausbreitung der höchsten Zivilisation in der Welt sich zuzueignen und als das Mustervolf in allen Tugenden das

französische binzustellen.

Was es aber mit diesem zivilisatorischen Beruf des gegenwärtigen Frankreich für eine Bewandtniß habe, wie unregelmäßig und sieberhast "der Puls dieses Landes" (wie man die Stadt Paris nennt) schlägt, wie krank die Zuskände der pariser Gesellschaft sind und wie saul und morsch ihr Boden, — das zeigt sich von Zeit zu Zeit an einzelnen Erscheinungen, die gleich weithin leuchtenden Naketen aus jenen Zuskänden emporsteigen.

Die rasende, wahrhaft wahnsinnige Gier nach Geld und Gelderwerk, wie sie in Paris herrschte und herrscht, die State in stigsteit in der Wahl der Mittel zu diesem zuzuh, der dafür in Um=

lauf gesetzte ungeheure "Schwindel", wie man alle die schamlosen und betrügerischen Manöver zur Ueberlistung, Ausbeutung und Beraubung bes Nebenmenschen nennt, - biefes gange haß= liche Gebahren zeigt sich am deutlichsten in dem Prozesse gegen J. Mires, dieses Ideal eines pariser Schwindlers.

## II. Der Schwindler Bangnier Mires.

Bu Ende der Künfziger Jahre gründete in Paris der Jude Jules Mires, der Sohn eines un= bemittelten Handelsmannes aus der frangösischen Stadt Bordeaux, eine Kaffe, die nach ihm "Raffe Mires" benannt wurde. Diese Kasse, aus den Einlagen der Mitglieder einer bestimmten Ge= sellschaft (Aftien) gebildet, zählte Anfangs nur wenige Millionen; als aber ihre Geschäfte außer= ordentlich gunftig aussielen und Mires ungewöhn= lich hohe Dividenden (Zinse) bezahlte, wurde das Geschäftskapital bedeutend vermehrt. Die Rasse Mires fuhr fort, ganz famose, unerhört einträg= liche Geschäfte der verschiedensten Urt zu machen.

Nachdem nämlich Mires foloffale Steinkohlengruben und Eisengießereien erkauft und deren Ausbeutung übernommen, nachdem er für 20 Millionen Franken Terrain in der Stadt Mar= seille erworben hatte, um daselbst einen ganz neuen Stadttheil aufzubauen, verpflichtete er seine Rasse auch noch durch Vertrag, jene Stadt mit

Gas zu versehen.

Daneben spielte er in nie erlebtem Maß an der Börse, kaufte, was er nicht haben wollte, verkaufte, was er nicht hatte, nur um auf für= zestem Weg, ohne Mühe und Arbeit, Schäte zu erwerben und dieselben zu neuen Spekulationen zu verwenden.

Mires wollte die Herrschaft auf der pariser Börse haben; er wollte dem alten, aber soliden und vorsichtigen Saus Rothschild, das sein Ber= mögen nach Hunderten von Millionen zählt und um dessen Freundschaft geldbedürftige Raiser und

Rönige bublen, — ebenbürtig werden.

In diefer Absicht übernahm Mires ben Bau dreier römischer Eisenbahnen von 70 Meilen Länge, wozu er ein Kapital von 175 Millionen brauchte, baute eine spanische Eisenbahn für 40 Millionen und versprach der spanischen Regie= rung eine Unleihe von 200 Millionen.

Aus dem angeblichen Gewinn dieser zahlreichen

und gewaltigen Unternehmungen wurden ben glücklichen Aftionären der Raffe alljährlich ganz außerordentliche Zinsen, 20, 30 und mehr Prozente von dem eingelegten Kapital bezahlt, mit lär= menden Anpreisungen immer noch höhere Be= winne versprochen und so die Nachfrage nach den Aftien der Kaffe und eben damit ihr Werth außer=

ordentlich gesteigert.

Der gefeierte Held der Kaffe felber erwarb sich in den schönsten Straßen von Paris fürst= liche Paläste, in welchen, sowie an der Tafel des Krösus, ungeheurer Luxus herrschte, Mires faufte außerdem die werthvollsten Grundstücke, er verheiratete seine Tochter an den Kürsten Po= lignac, aus einem der edelsten Geschlechter der alten Monarchie, und vom Kaiser wurde die Bruft des fühnen und glücklichen Spefulanten mit einem boben Orden geschmückt.

Mires kommandirte über Hunderte von Mil= lionen. Die Sparpfennige der Dienstboten, die Scherflein der Witwen, die Renten alter Invaliden, der Ueberfluß des Reichen drängte sich seiner Kasse zu, Alles wollte an dem schnellen Gewinn Theil haben; — der Spekulant hatte erreicht, was der ungemessenste Ehrgeiz eines

Borsenspielers zu erfinnen vermag.

Nichts desto weniger munkelte man 1860 in Paris von Geldverlegenheiten des reichen Mires, von Mangel an Mitteln, um die begonnenen ungeheuren Arbeiten und Unternehmungen fort= zusetzen und auszubeuten, insbesondere, um die

römischen Gisenbahnen auszubauen.

Diese Gerüchte waren nur allzu begründet. Mires hatte furchtbar geschwindelt, trot der enor= men Einnahmen waren seine Duellen versiegt. Aber er gab sich nicht besiegt. Sein verwegener und fruchtbarer Geift gab ihm einen Plan ein, wie ihn die ausschweifendste Phantasie einer= und die rathloseste Verlegenheit andrerseits kolos=

saler nicht zu ersinnen vermag.

Mires schloß mit der türkischen Regierung ein Unleihen von 400 Millionen Franken ab zu 6 Prozent, für beffen Sicherheit die gesammten Erträgnisse des türkischen Reiches verpfändet wur= den; ein Anleben, bei dem der Türke aber an= statt 100 nur 38 Franken, also anstatt 400 Mil= lionen in Wirklichkeit nur 142 Millionen Franfen erhalten, tropbem aber 400 Millionen zu 6 Proz. verzinsen und zurückbezahlen sollte.

In kürzester Frist war das ganze türkische Anleben untergebracht, unermeßlicher Gewinn von Hunderten von Millionen in naber Aussicht, — Mires schien gerettet.

In diesem Moment ergriff ihn die rächende Nemesis, das glänzende Gebäude stürzte in Trummer, er selbst in Armut, Noth und Schande.

Im Dezember 1860 erhob aus Rache einer seiner Schwindlergenossen bei Gericht die Anzeige gegen Mires, er habe Aftien der Kasse entwensbet, Geschäftsfreunde betrogen, die Handelsbücher

gefälscht.

Mires gab sich zwar den Anschein, als verachte er die Beschuldigung, aber er weigerte sich, dem Gericht seine Handelsbücher vorzulegen. Jest begann sein Kredit zu wanken, seine Gläubiger wurden mißtrauisch, unruhig, man vernahm laute Klagen, selbst Drohungen, — die türkische Ansleibe, der letzte Kettungsanker des Bankiers, scheiterte in der letzten Stunde, und als man vollends ersuhr, daß Mires seinem Ankläger mit Geld den Mund gestopst habe, da platte die Seisenblase.

Unter der Hand hatte das Gericht Stoff gefammelt zum Einschreiten — und als Mires, auf dem Gipfel der Frechheit angekommen, die Beamten durch die Orohung einzuschüchtern versuchte, er werde, wenn er untergehen solle, Männer aus den höchsten Kreisen und Stellungen in seinen Sturz ziehen, wurde er, am 17. Februar 1861, aus seinen Prunkgemächern geholt und in eine einsame Gefängnißzelle versetzt. Französssche Blätter meldeten, Mires sei über diesen plöglichen Wechsel seines Glückes in augenblick-

liche Raserei verfallen.

Der vielbeneidete Millionär, der Nitter der Ehrenlegion, der Schwiegervater des Fürsten Polignac, wegen Fälschung und Betrugs verhaftet, — diese sabelhafte Kunde wurde vom Telegraphen in alle Welttheile getragen. Alle Börsenspieler sühlten den Grund unter sich beben. Die zahlreichen Feinde des Kaisers sprengten aus, die höchsten Staatsbeamten, die Prinzen, ja Napoleon selber sei der Schuldner des Mires, in seine Schwindeleien verwickelt und Viele sahen in dem Sturze des portugiesischen Juden den nahe bevorstehenden Sturz des Kaiserthums, das den Schwindel, den Lurus, die Unsittlichseit groß gezogen hatte.

Der übrige Theil ber Geschichte ift furz.

Die Untersuchung der Bücher und des Zuftandes der Kasse Mires ergab, daß die gegen den Verhafteten erhobenen Beschuldigungen nur

allzu begründet waren.

Der untreue Schwindler hatte eine Menge von Werthpapieren, die ihm von Darlehenssschuldnern als Hinterlagen übergeben worden waren, zu einer Zeit verkauft, wo die Papiere sehr hoch standen, und dann wieder zurücksgekauft, als die Papiere gefallen waren und niedrig standen. Anstatt aber den Gewinn aus diesen Manövern den Eigenthümern der Papiere zukommen zu lassen, steckte ihn Mires in die Tasche und gab dann die Papiere in dem entwertheten Zustand den Eigenthümern zurück, so daß dieselben große Berluste erlitten.

In ganz gleicher Weise verkaufte Mires, um sich baares Geld zu verschaffen, Aftien, welche der Gesellschaft, also nicht ihm, gehörten, massen=haft auf der Börse, so daß jene Papiere, weil mit ihnen der Warkt überschwemmt wurde, beseutend im Werth sanken. Dann, in diesem durch ihn absichtlich herbeigeführten geringen Werth kaufte er sie wieder zurück, steckte den Gewinn in die Tasche und ließ der Gesellschaft den Schaden.

Vermittelst dieser beiden Betrügereien, woburch den Eigenthümern der verschiedenen Papiere und den Aftionären der Kasse schwerer Schaden zugieng, wurden von Mires je viele

Millionen gewonnen.

Bei dem Bau der spanischen Eisenbahn wurs den durch ein anderes Manöver die Gläubiger um eine Summe von 9½ Millionen Franken

beschwindelt.

Es waren fürchterliche Momente für Mires, als in der Untersuchung die, welche ihr Versmögen ihm anvertraut hatten, Einer nach dem Andern ihn mit Vorwürfen überhäuften, ihn der Unredlichkeit ziehen. Ein Kutscher schleuberte ihm die Anklage ins Gesicht, er habe ihm die Ersparnisse seines fünfundzwanzigiährigen Dienstes, das Vrod seines Alters, seine und seiner Frau letzte Stütze geraubt. Ein Kabinetskourier beschuldigte ihn, er habe den Tod seiner Frau verursacht, die aus Schrecken über den Verlust gestorben sei. Ein alter Diener wurde wahnssinnig, als er den Verlust seiner Ersparnisse erstuhr. Und diese und noch viele andere Erspars

nisse zahlloser Familienväter, die Nothgroschen der Handwerfer und verdienten Soldaten — in welchen unsinnigen Verschwendungen waren sie

aufgegangen!

Die hohen Dividenden der Rasse aber, d. h. die von Mires ausbezahlten Zinsen, diese Lockvögel für das Publisum, waren dadurch erzielt worden, daß die in der Kasse vorhandenen Werthspapiere nicht nach ihrem wirklichen, sondern nach einem höhern Werth berechnet wurden und daß der von der Erwerbung der römischen Eisenbahnen zu erwartende Gewinn, obwohl er noch gar nicht erworben war und auch niemals erworben wurde, als wirklich erzielter Gewinn mit 32 Millionen Franken bereits gebucht und hienach die Zinsen berechnet und ausbezahlt wurden.

Wegen dieses letten Manövers wurde Mires "der betrügerischen Vertheilung nicht erworbener Dividenden" angeflagt.

Bei der Verhandlung vor Gericht benahm er

sich wie ein Halbverrückter.

Jules Mires wurde vom pariser Zuchtpolizeisgericht zu fünfsährigem Gefängniß und 3000 Fr. Buße verurtheilt. Der Appellationshof bestätigte das Urtheil.

Der Kassationshof aber hob die Urtheile auf wegen eines Formfehlers und wies den Prozes

an einen andern Gerichtshof.

Dieser erklärte durch Urtheil vom 31. März 1862 sämmtliche Manipulationen und Schwinsbeleien des Angeklagten für erlaubt und sprach den Mires frei!

Hiebei hatte es mit dem Spektakelstück sein Bewenden. Dieses Urtheil kennzeichnet den tiefen Stand des Barometers der öffentlichen Moral in Frankreich. Betrug und Unterschlagung waren durch gerichtliches Urtheil gutgeheißen, wahrscheinlich weil die Betrügereien in die Millionen liefen. Man sagte es laut auf der Straße und man las es in den Blättern: "Die kleinen Schelmen henkt man, die großen läßt man lausen." Nie hat man ein wahreres Wort gelesen.

Mit Mires war es freilich auch zu Ende. Zwar nahm ter Spekulant noch einige Anläufe, um wieder Kredit zu erhalten und das alte Spiel neu zu beginnen; aber es gieng nicht mehr. Seither ist Mires fast verschollen und bei ihm und seinen Aktionären mit den kolosfalen Divi-

denden heißt es mit Recht: "Wie gewonnen,

so zerronnen!"

Der Leser aber hat längst erkannt, daß ein so kolossaler Schwindel, wie ihn Mires trieb, nur auf ungesundem Boden gedeihen kann, denn ein Schwindler wie Mires braucht ein Publifum, das seine Gelder ihm anvertraut, das mit ihm schwindelt. Allein konnte Mires nicht agiren, denn er hatte ursprünglich keinen Nappen Vermögen. Er gewann nur mit fremdem Geld und verlor — was gewiß äußerst bequem war — nur fremdes Geld. Mithin kann man mit allem Necht sagen: Mires war ein Kind seiner Zeit.

## III. Der Giftmifder Argt Bommerais.

Diese Zeit hat aber jüngst in Paris ein viel schrecklicheres Beispiel der Sitten- und Charafter-losigkeit, der Habgier und Genußsucht erzeugt,

als den Juden Mires.

Es ist noch nicht allzu viese Monate her, daß ein talentvoller Arzt, ein junger Mann von guter Familie und angesehener gesellschaftlicher Stellung unter der Anklage eines zweisachen Gistmordes vor den pariser Geschwornen stand. Bolle neun Tage lang, vom 9. bis 17. Mai 1864, dauerten die Berhandlungen des Prozesses und über diese ganze Zeit folgte mit immer steigender Spannung ganz Paris, ja man kann sagen das ganze gebildete Europa der Entwickslung eines Drama, das an schauerlicher Furchtsbarkeit seines Gleichen sucht.

Edmond Desiré Couty de la Pommerais, von Neuville au Bois, der Sohn eines angesehenen Arztes, geboren 1830, doktorirte im Jahr 1854 in Paris und spannte sosort alle Segel auf, um eine einträgliche Praris zu erhalten. Er kaufte einem bekannten Arzt seine Kundschaft ab, suchte Ehrenstellen in der Nationalgarde, gab sich fälschlich für einen Grafen aus und heuchelte, während er mit der Verleugnung Gottes und der Verhöhnung seglicher Religion zu prahlen pflegte, dem Papst und den katholischen Priestern die höchste Ehrerbietung, um einen italienischen

Orden zu erhalten.

Im Sommer 1861 wurde Pommerais bekannt mit einer schönen jungen Dame von 20 Jahren, die ein Vermögen von 150,000 Franken besaß, und bald war der gewandte junge Arzt, troß der tiefen Abneigung der verwitweten Mutter des jungen Mädchens gegen ihn, der Bräutigam der lettern. Pommerais hatte bei feiner Berbeira= tung fein Vermögen; die 60,000 Fr. in Werth= papieren, die er seiner Schwiegermutter damals vorwies, hatte er zu diesem Zweck von einem Freunde entlehnt; — seine Praxis trug ihm höchstens 9000 Fr. jährlich ein, eine für seine Bedürfnisse in dem theuren Paris sehr mäßige Summe — und da auf Andringen der Mutter die Tochter mit ihm im Verhältniß der Güter= trennung lebte, so war Pommerais, neben diesem Ertrag seiner Praxis, auf die Zinsen aus dem Bermögen seiner Shefrau beschränft. Schwiegermutter, die ihn nicht liebte, hatte ebenfalls einiges Vermögen, gab ihm aber nicht nur nichts, Frau Dubizy, so ist ihr Name, war ihm auch noch ein hinderniß, um zu dem Vermögen feiner Ehefrau zu gelangen. Die Aussichten bazu waren aber für herrn Pommerais um fo ge= ringer, als Frau Dubizy noch verhältnismäßig jung war und sich einer vortrefflichen Gesund= beit erfreute.

In der Nacht des 8. Oktober 1861 aber, nachdem sie mit ihrem Tochtermann gespeist, wurde Frau Dubizy plöglich frank, von heftigem Erbrechen befallen; am 9 Oktober von ihrem Hausarzt besucht und behandelt, wurde sie besser; am 10. aber, nach einem Besuch des Herrn Pommerais, wurde sie jählings rückfällig und — starb nach wenigen Stunden. Jedermann war schwerzlich erstaunt über den plöglichen Tod einer bisher ganz gesunden Frau; — nur Pommerais nahm das Ereigniß höchst gleichmüthig auf, verssicherte sich durch Augenschein, daß seine Schwiesgermutter ganz todt sei und zog dann, ohne weitere Umstände zu machen, ihr Vermögen

furzweg an sich.

Dieses Vermögen betrug aber nicht so viel, als der genußsüchtige Mann gehofft hatte und brauchte. Pommerais dachte daher auf andere Mittel, sich Geld zu verschaffen, und sein vershärtetes Gemüth schreckte vor keinem Verbrechen zurück, wenn es ihm nur zu der ersehnten Beute verhalf.

Mehrere Jahre vor seiner Verheiratung hatte Pommerais ein Verhältniß mit Frau Pauw ans gefnüpft, der armen Witwe eines Malers, die nichts hatte als drei unerzogene Kinder und ein Leben voll Sorgen. Pommerais, an dem die Witwe mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit hieng, gab ihr hin und wieder — er hatte selber nicht

viel — fleine Unterftützungen.

Mit seiner Berheiratung brach er aber, zum großen Schmerz der Frau Pauw, seine Beziehungen zu ihr kurz und barsch ab. Als diese Frau ihn wieder einmal besuchen wollte, ließ er sie zur Thüre hinauswerfen. Nichts desto weniger bewahrte die Unglückliche ihm ein liebevolles Andenken und nahm ihn, als er nach zwei Jahren, nämlich im Juni 1863, sie plöglich und unerwartet wieder besuchte, mit offenen Armen auf.

Pommerais gab der Verblendeten vor, er wolle für ihre und ihrer Kinder Zukunft sorgen und entwickelte den Plan, wie dies geschehen sollte.

Sie sollte in einem Schuldscheine erklären, daß er nach und nach ihr an Vorschüssen und Unter= stützungen die enorme Summe von 550,000 Fr. vorgestreckt habe; dann sollte sie sich bei einer oder mehrern Gesellschaften für den gleichen Betrag in der Art versichern, daß bei ihrem Tod die Gesellschaften jene Summe an Pommerais, ihren Gläubiger, ausbezahlen follten, der seiner= seits zu Bezahlung der jährlichen Versicherungsbeträge (Prämien) an die Gefellschaften sich verpflichten werde. Wenn die Versicherungen in Ordnung, follte Frau Pauw eine Krankheit erheucheln und ihr baldiger Tod den Gesellschaften in Ausficht gestellt werden, damit bieselben in Beforgniß gerathen, die bedeutenden Summen auszahlen zu mussen. Diese Besorgniß, so schwindelte Pommerais seiner Geliebten vor, wolle er dann dazu benüten, um die Gesellschaften zu einer Menderung der Bersicherungsverträge in der Beise zu bewegen, daß anstatt der nach dem Tobe der Frau Pauw zu bezahlenden Summe von 550,000 Fr. die Witwe eine lebenslängliche Rente von 6000 Fr. erhalte, welche sie, er und Frau Pauw, dann mit einander theilen wollen. Hiedurch, so schloß Pommerais seinen Vorschlag, sei ihnen beiden geholfen.

Die bethörte Frau gieng auf den unredlichen Vorschlag ein; — sie stellte Pommerais den geswünschten Schuldschein aus, ließ sich von den Gesfellschaftsärzten untersuchen und ihr Leben wurde, nachdem ihre Gesundheit vortrefflich erfunden worden, von den Affekuranzanstalten für die Summe von 550,000 Fr. versichert. Dann übers

trug Krau Pauw in rechtsgültiger Korm die Ver= sicherungsurfunden der Anstalten auf Pommerais und bestätigte noch dazu diese Uebertragung in einem Testament.

Jest hatte Pommerais, was er wollte.

Er diftirte nun der Frau Pauw eine Reihe von Briefen, die er sie mit verschiedenen Da= ten vom Juli bis November 1863 versehen ließ und in welchen sie ihm theils ihren Dank aussprach für die ungähligen Wohlthaten, die ihr von ihm zugeflossen seien und fortwährend zufließen, theils eine angebliche Krankheit in Folge eines Sturzes auf der Treppe ihm schil= derte. Diese Briefe steckte Pommerais zu sich und nahm sie mit, - wir werden bald feben

— aus welchem Grunde.

Pommerais bezahlte die erste Jahresrate für die Lebensversicherung der Frau Pauw mit 18,400 Fr. an die Gefellschaften. Er mar ent= schlossen, diese Prämie nur einmal und dann nie mehr zu bezahlen, unter allen Umständen aber in den Besit der Versicherungssumme von 550,000 Fr. zu kommen. Dies war aber nur möglich, wenn Frau Pauw starb. Einen andern Weg, zu dem Gelde zu gelangen, gab es nicht. Pommerais wußte auch recht gut, daß durch die Erheuchelung einer Krankheit die Affekuranzen nicht zu einer Veränderung der Versicherungs= verträge sich werden bewegen lassen. Pomme= rais beschloß daher, daß Frau Pauw sterben sollte.

Schon im September veranlaßte er sie, zu verschiedenen Aerzten zu gehen und bei denselben unter der Vorgabe eines Falles auf der Treppe Magenleiden zu heucheln. Frau Pauw befolgte den Rath und erhielt von den Aerzten verschie= dene Rezepte, die sie jedesmal mit Heiterkeit ihrem

Geliebten überlieferte.

Im November erflärte ihr Pommerais, jett sei es Zeit, ernstlicher frank zu werden, um die Gesellschaften zu einer Aenderung der Verträge zu veranlassen. Frau Pauw anvertraute nun ihren Freundinnen, sie werde jetzt einige Tage frank und dann wieder ganz gesund werden; durch diese Krankheit hoffe sie, 3000 Fr. Rente per Jahr zu verdienen.

Vom 12. November an gieng Frau Pauw nicht mehr aus. Sie täuschte auch ihren Hausarzt. Am Montag den 16, aß sie mit bestem Appetit und in vortrefflicher Laune mit ihren Kindern zu Mittag. Abends fam Pommerais und blieb lange bei ihr. Um Dienstag den 17. Morgens wurde sie sehr frank im Bette angetroffen. Sie erbrach fortwährend, beruhigte aber ihre Kinder, es werde bald vorüber sein. Jett kam Pommerais und gieng wieder, ohne Frau Pauw wurde immer Hülfe zu leisten. elender. Um 2 Uhr kam Pommerais wieder und wieder verließ er die schwer Kranke ohne die geringste Verordnung. Abends 6 Uhr ftirbt Frau Pauw, — unter schrecklichen Krämpfen, Erstickungsempfindungen, Erbrechen, — Schaum vor dem Munde, unter allen Zeichen von Ver= giftung!

Gleich nach ihrem Tode fommt Pommerais, zum dritten Mal an diesem Tage. Mit größtem Gleichmuth, wie nach dem plötlichen Tod seiner Schwiegermutter, untersucht er die Leiche, versichert sich, daß kein Lebensfunke mehr da und trifft Einleitungen, um die Berficherungs-

summen für sich flussig zu machen.

Der leichtgläubige und getäuschte Sausargt, der die arme Frau Pauw nie gründlich untersucht hatte, ftellt den Leichenbeschauern das Zeugnis aus: "Frau Pauw ist an den Folgen eines Sturges auf der Treppe an einem Magenriffe geftorben."

Auf Dieses Zeugniß bin, bas in der Verhand= lung dem Hausarzt den Vorwurf grober Nachlässigfeit von Seiten des Prafidenten zuzog, wurde

Frau Pauw beerdigt.

Nach einigen Tagen aber erhoben die Ber= wandten der Verstorbenen bei Gericht die Beschuldigung gegen Pommerais, er habe die un= glückliche Frau vergiftet, um in den Besit der Summen zu gelangen, mit denen fie ihr Leben versichert hatte. Die schwere Beschuldigung wurde

durch verschiedene Umstände unterstütt.

Jest wurde Pommerais verhaftet und die Leiche der Frau Pauw wieder ausgegraben. Die ärztliche und chemische Untersuchung ergab, daß Frau Pauw ganz unzweifelhaft vergiftet worden war, und zwar mittelst eines Pflanzengiftes, das feine Spur im menschlichen Körper zurückläßt. Die Sachverständigen erklärten, diefes Pflanzengift sei höchst wahrscheinlich der Saft des Finger= hutes (Digitalin). In der Untersuchung stellte sich heraus, daß schon im Juni Pommerais eine ungewöhnlich große Quantität bieses heftigen Giftes gekauft hatte; — dieses Gift war nicht mehr da, — wohin es aber gekommen, darüber konnte Pommerais sich nicht im geringsten aus- weisen.

Auch die Leiche der Frau Dubigy wurde wieber ausgegraben. Die Sachverständigen konnten aber, da dieselbe schon zwei Jahre im Grabe geruht hatte, sich nicht mehr darüber aussprechen, welches die Todesursache jener Frau gewesen sei. Aber auch in dieser Richtung wurde erhoben, daß Pommerais kurz vor dem Tod seiner Schwie= germutter Fingerhutgift bei einem Apotheker ge= fauft hatte, ohne daß er anzugeben wußte, zu welchem Zweck und wie er das Gift verwendet habe. Auch seine Schwiegermutter war frank geworden furz nach einem gemeinschaftlichen Mable bei ihm, sie war jählings gestorben furz nachdem sie wiederum allein gewesen war mit ihm und ihr Tod war von den gleichen Krankheitserscheinungen begleitet wie der Tod der Frau Pauw. Darum wurde von der Staats= anwaltschaft der Arzt Pommerais sowohl der Vergiftung der Frau Dubizy als der Frau Pauw

angeflagt.

Umsonst suchte gegen die letztere Anklage de la Pommerais sich zu vertheidigen mit der Hin= weisung auf die Briefe, die er seinem Opfer diftirt hatte. Es wurde über jeden Zweifel hinaus erwiesen, daß Frau Pauw nie einen un= glücklichen Fall auf der Treppe gethan, daß das Mährchen von diesem Kall vielmehr von Pom= merais ersonnen und ihr eingegeben war, der Angeflagte mußte, trop der schönen Lobsprüche, die zu seinen Gunften von der bethörten, blind verliebten Frau auf sein Geheiß niedergeschrieben waren, zugestehen, daß er weitaus nicht einmal annähernd die Summe von 550,000 Fr. der Berstorbenen habe leihen können; und er reduzirte selber diese Summe schließlich auf 25,000 Fr., während sie in der That nicht höher denn auf 600 Fr. sich mag belaufen haben. Er und nur er allein auf dem weiten Erdenrund hatte ein Interesse an dem Tod der mit der Armut ringenden Frau; nur ihr Tod konnte die 550,000 Kr. ihm eintragen und zugleich von der Einzah= lung der fernern Prämien, die weit über seine Kräfte giengen, ihn befreien. Und diese Frau, die er mit Gift vergeben, war, wie sich bei der

Sektion ergab, im zweiten Monat schwanger und Pommerais der Urheber dieser Schwangerschaft!

sein

(d)

bä

des

ris

un

B

TI

sei

sei G

ei

be

w

(3

re

w

81

E

re

le

er

かいめにて

Nichts half ihm vor den Geschwornen seine Frechheit, in der er erwiesene Thatsachen absleugnete, nichts seine höhnische Berufung daraus, daß ja die Sachverständigen trotz eifrigen Suchens kein Gift in der Leiche der Frau Pauw gefunden, nichts die Betheuerungen seiner Unschuld. Am 17. Mai, Abends 6 Uhr, sprachen die Geschwornen ihn schuldig der Ermordung seiner Mätresse, dagegen nichtschuldig der Anklage auf Bergiftung seiner Schwiegermutter.

Der Gerichtshof verurtheilte darauf den Dr. Couty de la Pommerais zum Tod durch die Guillotine.

Es ist bezeichnend für den gänzlich zersahrenen und gottlosen Charafter des Berurtheilten, daß er während der Untersuchung im Gefängniß drei erfolglose Selbstmordsversuche machte, nebenbei aber ein Theaterstück dichtete, in welchem er die gegen ihn auftretenden Zeugen dem Spotte preisgab und nach der Berurtheilung zum Tod Karrifaturen seines Anklägers und seiner Richter zeichnete!

Pommerais legte Kassation ein gegen das Urtheil, aber die schlecht begründete Beschwerde wurde von dem Kassationshof am 4. Juni verworsen. Jest rief der Delinquent die Gnade des Kaisers an und seine schöne junge Frau that Alles, um das Leben ihres unglücklichen Mannes zu retten, aber umsonst. Der Kaiser konnte, ohne großes Aergerniß zu erregen, Pommerais nicht begnadigen, er wies auch wirklich das Gnabengesuch zurück und am 9. Juni, Morgens fünf Uhr, bestieg der Unglückliche das Schaffot. Er starb muthig, ohne ein Geständniß abgelegt zu haben.

Welch trauriges Bild völliger sittlicher Verstommenheit zeigt dieser unglückliche Mann, dem nichts heilig ist auf der Welt! Er hat kein besseres Gefühl, keine Religion und keine Ehre. Nicht die Vande der Verwandtschaft, nicht die die der Liebe fesseln ihn. Das Geld ist sein Gott, der Genuß sein Glaube, das Nichtsthun seine Liebe und das Verbrechen seine Hoffnung. Bestlagenswerther Mann, — das Resultat deines ganzen nichtigen Lebens ist — das Schaffot!

Der Kalendermann schließt seinen langen Artifel mit dem kurzen, ernsten Wort:

Vommerais ist wie Mires nur ein Kind seiner Zeit, ein Spiegelbild, wenn auch ein scharf markirtes, der Zustände und Ber= hältniffe des heutigen Paris. Figuren wie der judische Bankier und der giftmörde= rische Arzt wachsen groß nur in üppiger und verdorbener Luft und auf verfaultem Boden. Darum sorge Jeder für seinen Theil, daß er den Gelderwerb nicht zu seinem Lebensziel, den Genuß nicht zi feinem Gott mache. Dhne ernfte sittlice Grundsätze kann weder der innere Frieden eines Menschen, noch die Gemeinde, noch ber Staat gebeihen und Niemand weiß, wohin er geführt wird, wenn er von jenen Grundfägen abweicht. Es giebt nichts Sobe= res und Schöneres als das Bewußtsein, wie ein rechtschaffener Mann und guter Bürger gelebt und seine Pflicht erfüllt zu haben.

Nur dieses Bewußtsein vermag in allen Lagen und Berhältnissen ben Mann aufrecht zu halten, so daß er auch in der letzten Stunde, wenn sie plöglich und unerwartet über ihn kommt, getrosten Muthes

sagen mag: Ich bin bereit.

Von dem Schaffot des hingerichteten Arztes weg führen wir daher den Leser zu dem freundlicheren Bild eines sterbenden Biedermannes, von dem man in der heutigen sogenannten materiellen Zeit, in der Zeit des außerordentlichen Aufschwungs von Handel, Industrie und Verkehr



Der Giftmischer Pommerais.

mit demselben Recht im guten Sinne sagen kann, wie man es im schlimmen von Pommerais und Mires sagen muß: auch er war ein Kind seiner Zeit!

Der Lefer sieht aus ber nächsten Erzählung,

was wir meinen.

## Der Millionär-Bierbrauer Dreher in Schwechat bei Wien.

Am 7. Juni 1810 wurde in Württemberg unter wenig günstigen, kleinbürgerlichen Verhältnissen ein Knabe geboren, der dazu bestimmt war, als Mann durch seinen Fleiß, seine Energie und seine Intelligenz eine wahrhaftige Revolution im Kaiserstaat Desterreich hervorzubringen. Zwar keine Revolution im gewöhnlichen Sinne des Wortes, mit Kampf und Blut und mit politischen Zielen, sondern nur eine friedliche, gemüthliche Revolution des Bieres.

Anton Dreher ist der geniale Schöpfer der

neuen Bierara in Wien.

In Baiern, dem berühmten Lande bes deut-

schen Bieres, hatte Oreher schätzbare Kenntnisse in der Kunst gesammelt, einen guten und frästigen Gerstensaft zu brauen, in England, vorzüglich in London, wo die größten Brauereien der Welt zu sinden und wo ein Bier gebraut wird, das an Feinheit, Kraft und Wohlgeschmack selbst das bairische übertrifft, hat Oreher seine Kenntnisse bereichert und den so gewonnenen Schatz über die österreichischen Länder buchstäblich ausgegossen.

Denn die am 1. April 1836 von ihm übernomsmene, damals ganz kleine Bierbrauerei Kleins Schwechat hat im Laufe ber Zeit Anton Dreber